



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Thomas, Robert: Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren :
Lebenserinnerungen : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

aus. Er entsandte den weimarischen Obersten Frenck nach Erichsburg, der sich Johann Friedrich übergeben ließ und unter einer Bedeckung von dreißig Tillyschen Reitern nach Oldisleben geleitete.

Dort waren unterdessen einige Räume des verfallenen und nur zum Teil als Amtshaus benutzten ehemaligen Benediktinerklosters St. Viti zu einem Gefängnis eingerichtet, und das Kloster auch nach außen befestigt worden, um es vor Handstreichern der das Land durchstreifenden plündernden Banden zu sichern. Am 30. Mai 1627 spät Abends kam Johann Friedrich in Oldisleben an und wurde von fünfzig weimarischen Musketieren unter Heinrich von Sandersleben in Empfang genommen und eingekerkert.

(Schluß folgt)



Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren

Lebenserinnerungen von Robert Thomas

(Schluß)



Am Mittwoch fuhr ich am frühen Morgen ab und kam gegen zwei Uhr in Mülhausen an. Ich wußte dort schon Bescheid und begab mich nach dem Tivoliplatz, wo die Menagerie privat stand. Die Tiere, besonders meine Spezialpfleglinge, begrüßten mich mit großer Freude, und namentlich die Tigerin Saïda drückte sich an das Gitter, um sich von mir lieblosen zu lassen. Bucher teilte mir mit, daß der Tierbestand zwar nicht vermehrt worden sei, daß man dafür aber ein paar neue Tricks einstudiert habe, die eigentlich mehr in das Theaterfach schlugen. Als letzte der Dressurnummern wurde jetzt ein Serpentintanz im Löwenkäfig aufgeführt, eine Neuheit, die erst kurz vorher in Frankreich aufgefunden war. Zu diesem Zweck wurde der Dressurkäfig innen mit schwarzen Tüchern behängt, und auf diesem Hintergrunde mußte das Dienstmädchen als „Miß Wärbz-Wob“ in einem lang herabwallenden, mit Stäben versehenen Kleide tanzen, während die Löwen in mächtigen Sätzen um sie hersprangen. Dazu wurde mit Hilfe eines besondern Apparats, nachdem das Gas ausgedreht worden war, ein scharfes Licht auf die Tänzerin konzentriert, das seine Farben beständig wechselte.

Ich übernahm nun wieder meine frühere Arbeit, wozu auch das Schlachten der Pferde gehörte. In Mülhausen mußte ich zu diesem Zweck in das städtische Schlachthaus gehn, wo die Pferde nicht, wie anderwärts, geschlagen, sondern geschossen wurden. Der Schlachthausverwalter, bei dem ich mich meldete, kam mit einem kurzen Metallrohr, an dessen einem Ende eine runde, schräggestehende Metallscheibe angebracht war. Er fragte mich, ob ich auch Watte in den Ohren habe, was ich verneinte. Ich mußte nun den Gaul halten, während der Schlachthausverwalter das Rohr mit der Metallscheibe auf die Stirn des Pferdes setzte und mit einem kleinen Hammer gegen das andre Ende des Rohres schlug, wo die Patrone eingefügt war. Der Schuß ging mit einem furchtbaren Krach los, und das Pferd stürzte augenblicklich zusammen, ohne noch mit einem Glied zu zucken.

Da ich mit dem Schlachten und dem Tranchieren der Fleischportionen sowie mit der Leitung der Vorstellungen viel zu tun hatte, machte mir der Direktor den Vorschlag, ich solle meine beiden Raubtierwagen an einen jüngern Angestellten, den Klempler Ferdinand, abtreten und dafür den Affenwagen übernehmen, der weniger Arbeit verursache. Ich war damit einverstanden. Vor der Eröffnung der Menagerie

hatten wir mit dem Reinigen und dem Auswaschen der Käfige noch viel zu tun, und Ferdinand versäumte in der Eile, den Schieber zwischen dem Käfig der Tigerin Saïda und dem der Löwengruppe, wobei sich der jüngere Tiger befand, durch einen Holzkeil festzuklemmen. Die Folge davon war, daß die Tigerin den Schieber mit der Pranke zurückzog und in den Nachbarkäfig hinüberging. Sie selbst, obgleich sie das stärkere Tier war, tat keinem der andern etwas, wurde aber von ihrem jüngern Verwandten mit einem Prankenhieb empfangen, der sie an der Nase verwundete. Es entstand im Käfig ein großer Lärm, der uns herbeilockte. Wir sprangen schleunigst hinzu und schoben die Schieber zu, sodaß die vier Käfige des Wagens wieder separiert waren. Dabei hatten wir nun aber die Tigerin Saïda in der Mitte, links von ihr die Löwengruppe, die wir bei der bald darauf stattfindenden Vorstellung zur Dressur brauchten, und rechts von ihr den jungen Tiger. Es galt nun so schnell wie möglich die Tiere zu rangieren, und zu diesem Zweck blieb uns nichts andres übrig, als den Umsatzkasten zu holen, die Tigerin hineinzulocken und dann die Löwengruppe nach rechts zu treiben, was uns nach einiger Mühe auch gelang. Die Tigerin kam dann wieder in ihren alten Käfig, und wir waren mit Ach und Krach ein paar Minuten vor Einlaß des Publikums fertig.

Ein paar Tage darauf unterhielt sich Ferdinand nach der Vorstellung, als er mit dem Zurückrangieren der Tiere beschäftigt war, mit einem Mädchen, dessen Bekanntschaft er kurz vorher gemacht hatte, und das sich auf dem ersten Platz befand. Dabei war seine Aufmerksamkeit natürlich geteilt, und er vergaß, nachdem die Löwengruppe schon hinübergewandert und abgeschlossen worden war, den Schieber hinter dem nun folgenden Eisbär zu schließen, sodaß zwischen diesem und dem Löwen Sultan, der nun folgte, keine Scheidewand war. Ich bemerkte vom Affenwagen aus, wo ich gerade stand, daß der Löwe Sultan in einer bei ihm sonst ungewöhnlichen Weise vorwärts lief, und wurde dadurch aufmerksam. Ich teilte meine Beobachtung dem Direktor mit, und wir kamen beide gerade vor dem Käfig an, als der Eisbär sich aufrichtete, um den Löwen zu empfangen. Dieser war in einiger Entfernung von ihm verdukt stehn geblieben, da er bisher noch niemals den Eisbär gesehen hatte. In diesem Augenblick gelang es uns, den Schieber zu schließen und einen Zweikampf zu verhüten, der voraussichtlich schlimme Folgen gehabt haben würde. Der Wärter Michel, der den Löwen hinübergelassen hatte, ohne sich davon zu überzeugen, daß der Schieber geschlossen war, erhielt einen derben Küffel, Ferdinand aber seine Kündigung.

Wir besuchten noch eine Anzahl Pfälzer Städte und fuhren über Bingen nach Koblenz. Dort erhielten wir eines Tages Besuch von Frau Christian Berg und ihrem Sohne, die mit ihrem Löwentheater in Lützel-Koblenz standen. Da unser Fleischvorrat erschöpft war, galt es möglichst bald ein Pferd zu kaufen. Wir fanden ein solches bei einem Hotelier, dem wir fünfzig Mark dafür bezahlen mußten. Ich holte es am andern Morgen in das Schlachthaus, stellte es dort einstweilen in den Stall, wo es der Tierarzt besichtigte, und half inzwischen einem im Schlachthause beschäftigten Pferdeschlächter bei seiner Arbeit, damit er desto eher fertig würde. Dann schlachtete ich unser Pferd. Als ich gerade beim Ausnehmen war, kam der Tierarzt dazu, der konstatierte, daß die Lunge angewachsen und vereitert war. Ich mußte gleich mit der Arbeit aufhören, und der Tierarzt nahm mich mit in eine andre Halle, wo ich mir die Hände mit Kreolinwasser gründlich reinigen mußte. Er erklärte, es müsse alles liegen bleiben, und ich solle am nächsten Sonntag Mittag wiederkommen, er würde sehen, ob wir dann etwas von dem Pferde mitnehmen könnten. Als wir am Sonntag nun zum Schlachthaus hinausfuhren, wurde uns gesagt, das ganze Pferd müsse verbrannt werden, aber die Haut könnten wir erhalten. So waren wir also wieder ohne Fleisch und sahen uns gezwungen, einen kleinen Vorrat beim Fleischer zu kaufen.

An dem letzten Sonntage, den wir in Koblenz verlebten, lasen wir im „Kometen“ die Nachricht, daß der Ehlbeckische Elefant in Palermo seinen Wärter

Bauer getötet habe. Ehlbeck ließ den Elefanten damals allein in Italien reisen, und das Tier hatte den Großen St. Bernhard zu Fuß passiert und war in allen größern Städten der Halbinsel zur Schau gestellt worden. In Palermo hatte der Wärter offenbar Differenzen mit dem ihn begleitenden Gehilfen bekommen, und dieser hatte, um dem Wärter einen Schabernack zu spielen, in dessen Abwesenheit das Tier gereizt. Als Bauer zurückkam, ergriff ihn der Elefant — ein starkes afrikanisches Männchen — mit dem Rüssel, schleuderte ihn zu Boden und bearbeitete ihn mit den Füßen, bis er tot war. Der Gehilfe hatte seine guten Gründe, sich von dem Elefanten fern zu halten, und wußte nun keinen andern Rat, als zur Polizei zu laufen und deren Hilfe zu erbitten. Die Polizei machte kurzen Prozeß, verurteilte den Elefanten zum Tode und vollstreckte dieses Urteil mit Hilfe von Gift. Wie nachträglich verlautete, war die mit Geld gefüllte Brieftasche des Wärters verschwunden.

Als ich am letzten Montag Vormittag mit dem Scheuern des Affenwagens beschäftigt war und die Affen aus dem großen Gesellschaftskäfig in kleine Käfige gesperrt hatte, war nur ein Sapaner Affe namens „Schuster,“ der erst vierzehn Tage bei uns war, in dem großen Käfig geblieben und weigerte sich, diesen zu verlassen. Um keine Zeit zu verlieren, beschloß ich, zu ihm hineinzusteigen und den Käfig unbekümmert um seine Gegenwart auszuwaschen. Ich stellte einen Eimer mit Wasser hinein und kroch durch die enge Öffnung des Gitters in das Innere. Während ich arbeitete, saß das Tier in irgendeiner Ecke oder hing oben am Gitter, sah mir aufmerksam zu und schnalzte nach seiner gewöhnlichen Art. Als ich fertig war, warf ich den Eimer hinaus und schickte mich an, den Käfig zu verlassen. Aber ehe ich draußen war, hatte auch Schuster den Ausweg gefunden und lief schon auf der Barriere des ersten Platzes umher, von wo er dann unter dem zweiten und dritten Plage verschwand. Die beiden Umer Doggen machten Jagd auf ihn und würden ihn zerrissen haben, wenn sie ihn erwischt hätten, aber der Affe war schneller als sie und entkam, indem er zunächst unter die Küche, den Wohnwagen und den Packwagen und dann wieder unter die Menageriewagen kroch. Es begann nun eine wilde Jagd, und bei der Hitze, die an diesem Tage gerade herrschte, vergoß ich manchen Tropfen Schweiß. Es war keine leichte Arbeit, dem Tier in alle seine Schlupfwinkel zu folgen, und es diente dabei keineswegs zu meiner Ermutigung, daß mir Direktor Bucher, während ich mich abmühte, den Affen zu haschen, zurief: „Das Tier kostet fünfundzwanzig Mark, wenn Sie es nicht wieder kriegen, müssen Sie es bezahlen!“ Zu meinem größten Schrecken entdeckte der Affe eine Vertiefung im Boden unter der Hinterwand, durch die er entschlüpfte. Ich eilte aus der Menagerie und sah, daß der Affe in ein benachbartes Grundstück entwichte, wo er auf dem Dache eines leeren Gewächshauses saß. Eine Frau gab mir Aprikosen, mit denen ich den Flüchtling wieder herbeizulocken suchte. Er sah die Früchte auch mit großem Interesse an, schnalzte unaufhörlich, ließ sich aber nicht bewegen, herzukommen. Als ich ihm vom Innern des Glashauses aus nachkletterte, sprang er von dem etwa zehn Meter hohen Dache hinunter und eilte in die Anlagen, wo sich eine Menge Publikum gesammelt hatte, das auf den Ausgang der Jagd gespannt war und sich zum Teil daran beteiligte. Wie ich wieder auf den festen Boden gekommen bin, weiß ich heute noch nicht, jedenfalls war ich dem Flüchtling bald wieder auf den Fersen und folgte ihm im schnellsten Laufe, während er den Weg in die öffentlichen Anlagen einschlug. Zum Glück kam er nicht auf den Gedanken, einen Baum zu erklimmen, da er dann wahrscheinlich für uns unrettbar verloren gewesen wäre, sondern machte plötzlich eine Schwenkung nach links, kroch durch das eiserne Gitter einer Villa, eilte durch den Garten und stieg zu einem offenstehenden Parterrefenster ein. Dorthin konnte ich ihm nicht ohne weiteres folgen, ich mußte klingeln und warten, bis mich jemand hineinließ. Nach einigen qualvollen Minuten erschienen zwei alte Damen, die sehr verwundert und sehr umständlich fragten, was denn los sei, und anfangs nicht die geringste

Neigung verspürten, mich einzulassen. Erst auf mein energisches Zureden öffneten sie, knüpften aber die Bedingung daran, daß nur ich allein eintreten dürfte. Ich schloß zunächst von außen die Fenster, bis auf das eine, durch das der Affe seinen Weg gesucht hatte, stieg dann selbst hinein, schloß das Fenster von innen und erwischte den Affen glücklich hinter dem Ofen der völlig leeren aber frischgefegten Stube. Der Ausreißer erhielt nun seine Strafe in Form einer gehörigen Tracht Prügel, aber auch die beiden Damen, die mich so unfreundlich empfangen hatten, durften nicht ganz leichtem Kaufs davonkommen, weshalb ich mehr, als unbedingt nötig gewesen wäre, auf dem frischen Anstrich herumrutschte und auf dem noch feuchten Boden einige recht bemerkbare Spuren meines Daseins zurückließ. Als ich mit dem Affen unter dem Arme wieder bei dem Gartentor anlangte, fand ich den Direktor in lebhafter Unterhaltung bei den beiden alten Damen, und ich hörte noch, wie er ihnen sagte: „Seien Sie froh, daß es nur ein Affe und kein Löwe war, denn in diesem Falle würden Sie alle beide Ihr teures Leben eingebüßt haben.“

Vor unsrer Abreise von Koblenz schlachtete ich noch ein sehr fettes Pferd, während die Andern verluden. Dann reisten wir nach Bonn. Als wir dort angekommen waren, sah ich zuerst nach dem kleinen Löwen, der eine Hündin als Amme hatte, und ließ diese dann aus dem Wagen heraus, damit sie sich etwas Bewegung machen sollte. Ich warf ihr ein paar Stücke Fleisch vom Wagen herab, die sie auch begierig fraß, als ich ihr aber das letzte Stück geben wollte, war sie spurlos verschwunden. Das Tier, das wir uns in Koblenz geliehen hatten, war sofort nach seiner Heimatstadt zurückgekehrt. Zum Glück war der junge Löwe schon so weit, daß er allein trinken konnte und auch schon kleine Stücke Fleisch nahm. In Bonn standen wir auf dem Exerzierplatze bei der Sternortkaserne.

Die Anwohner des Platzes beschwerten sich über das nächtliche Gebrüll unsrer Löwen, und ich bekam deshalb den Auftrag, die Nacht über wach zu bleiben und die Löwen beim Brüllen zu stören, was ich mit Hilfe der Futtergabel auch tat. Dafür brauchte ich am Tage nur die Fleischrationen zu tranchieren und zu verteilen sowie die Vorstellungen zu leiten. Da ich an gehörige Arbeit gewöhnt war, sagte mir diese Lebensweise nicht zu, und da ich außerdem immer deutlicher bemerkte, daß mein Kollege Michel, der bei Madame einen Stein im Brett hatte, fortwährend gegen mich intriguierte, erklärte ich eines Tages dem Direktor, daß ich lieber gehn wolle. Er stellte mir ein vorzügliches Zeugnis aus, hielt mir eine Abschiedsrede und empfahl mir, eine Anstellung bei der Menagerie Weidauer zu suchen, die damals gerade in Krefeld war. Ich fuhr also hinüber und fand dort auch die Menagerie mit dem dazu gehörenden Karussell. Als ich die Bude betrat, wurde mir gleich das Herz schwer, denn der Unterschied zwischen dem Geschäft, das ich verlassen hatte, und diesem hier war ebenso groß wie der zwischen Tag und Nacht. Von der peinlichen Sauberkeit und Ordnung, die bei Rouma Hava geherrscht hatten, war hier keine Spur zu finden, und alles deutete darauf hin, daß der Betrieb in jeder Weise nachlässig gehandhabt wurde. Aber was konnten solche Betrachtungen helfen, ich hatte meine Stelle aufgegeben und mußte sehen, daß ich wieder ein Unterkommen fand, und so wollte ich denn auf alle Fälle mein Glück bei Weidauer versuchen. Ich stellte mich dem Besitzer vor, präsentierte ihm meine Zeugnisse und wurde sogleich angestellt. Das Geschäft bestand aus fünf Tierwagen, einem Wohnwagen und einem Elefantenwagen, der während der Reise als Holzwagen benutzt wurde. An Tieren enthielt die Menagerie einen sehr großen Eisbären, einen afrikanischen Elefanten mit mehr als meterlangen Stoßzähnen, neun Löwen, darunter ein Löwenpaar aus der Verberei, vier dressierte Löwinnen, mehrere jüngere Löwinnen, worunter eine, die am Wahnsinn litt, und die infolge dessen beim Füttern nicht das Fleisch von der Gabel nahm, sondern den in den Käfig geworfenen Brocken unbeachtet ließ, bis sie ihn durch Zufall fand, ferner ein Zebra, ein Egnu, ein Lama, einen Königstiger, zwei Panther, einen Malaienbären, eine Riesenschlange, drei

Kraß und einige Kästen mit Affen. Die Musikkapelle wurde durch eine Drehorgel ersetzt. Ich reiste sogleich nach Düsseldorf zurück, holte meinen Koffer und trat meinen Dienst an. Der Besitzer war lahm und hatte eine Frau sowie viele Kinder; einer seiner Söhne machte die Dressur, ging aber zu meinem Entsetzen in Hemdärmeln in den Käfig. Ich bekam zwei Wagen zugewiesen, schlief auf dem dritten Platz in einem sehr primitiven Bett, erhielt mäßig zu essen und wenig Lohn. Mein neuer Prinzipal war ein vom Schicksal verfolgter Mann. Er hatte im Jahre 1884 in Mecklenburg eine tragende Löwin auf eine ganz eigentümliche Weise verloren. Während der Reise war dort die Deichsel eines seiner Wagen von hinten in den Löwenwagen hineingefahren und hatte die Tür zertrümmert. Durch die Öffnung war die Löwin entkommen, hatte sich etwa noch eine Stunde lang in der Nähe der Menageriewagen aufgehalten und war, da sich niemand getraut hatte, sie einzufangen, schließlich in einen Wald entwichen. Das Gerücht von ihrer Flucht verbreitete sich mit Windeseile, und es wurde Militär requiriert, das den Wald umstellte und die Löwin erschoss. Einige Jahre später, als die Menagerie in Oberhausen war, und mit dem Aufbau der Bude begonnen werden sollte, hatte der Königstiger, der erst vierzehn Tage vorher angekommen war, den Boden seines Käfigs durchgekratzt und sich in einer benachbarten Baumschule aufgehalten. Dann war er bei Anbruch der Nacht in einen Schweinestall geschlüpft, und hier hätte er mit Hilfe eines Umsatzkastens leicht wieder eingefangen werden können, wenn sich nicht die Ortsbehörde ins Mittel gelegt hätte. Sie duldete nämlich nicht, daß sich die Angestellten der Menagerie dem Stalle näherten, sondern stellte vier Gendarmen mit geladenen Gewehren vor der Stalltür auf, die das Tier, wenn es wieder herauskäme, erschießen sollten. Als sich der Tiger zeigte, gaben die Gendarmen Feuer, aber das Unglück wollte, daß nicht nur der Tiger, sondern auch einer der Schützen eine tödliche Kugel erhielt, was an sich bedauerlich war, aber für Weidauer noch ganz besonders schlimme Folgen hatte. Die Menagerie wurde mit Beschlagnahme belegt, durfte Oberhausen nicht verlassen, aber auch keine Vorstellungen geben. Der Besitzer sowie der damalige Geschäftsführer, ein Jude, erklärten, daß sie unter diesen Verhältnissen nicht bestehen könnten, und machten der Gemeinde den Vorschlag, sie sollte die Menagerie übernehmen. Dazu hatte diese freilich keine Lust, und so waren die Einwohner genötigt, die Raubtiere auf eigne Rechnung zu unterhalten, bis die Menagerie wieder freigegeben wurde. Die Leute brachten nun täglich, was sie an einigermaßen entbehrlichem Vieh hatten, der eine eine Ziege, der andre ein Schaf, der dritte ein Kalb. Währenddessen stellte Weidauer den toten Tiger auf einem Paradebett zur Schau aus und machte dabei eine glänzende Einnahme, da die Bevölkerung aus der ganzen Umgegend herbeiströmte, um das tote Tier zu sehen, das solches Unheil angerichtet hatte. Es entspann sich nun ein langer Prozeß wegen der Entschädigung der Hinterbliebenen des toten Gendarmen, aber das Gericht entschied schließlich zugunsten des Menageriebesizers, der mit vollem Recht erklärte, daß er ohne das Eingreifen der Behörde den Tiger wieder eingefangen haben würde, und daß er den Schuß, der den Gendarm tötete, nicht verschuldet habe und deshalb für die Folgen auch nicht aufkommen könne. Bei den Verhandlungen dieses Prozesses trat der jüdische Geschäftsführer mit großem Eifer für das Interesse seines Herrn ein, und dieser glaubte ihm nicht zum wenigsten den glücklichen Ausgang der Sache verdanken zu müssen.

Um die Zugkraft unsrer Vorstellung noch zu erhöhen, bedienten wir uns am letzten Sonnabend unsers Aufenthalts eines besondern Tricks. Wir engagierten einen stadtbekanntem Dienstmann und machten bekannt, daß dieser bei der Abendvorstellung in Begleitung des Tierbändigers den Löwenkäfig betreten würde. Bei der Parade stand der Held des Tages mit an der Kasse, schaute vergnügt schnunzelnd in das Publikum und betrat, als die Vorstellung begann, die Bude. Als die Nummer an die Reihe kam, in der er auftreten mußte, erschien ein Schutzmann, der mit dem Explikateur einige Worte wechselte, worauf dieser ein höchst verlegnes Gesicht machte

und dem Publikum mitteilte, daß das angekündigte Extrazugstück nicht stattfinden könnte, weil ein Magistratsbeschluß gekommen sei, der dem Dienstmann das Betreten des Löwenkäfigs verböte. Ich will nicht verschweigen, daß der Schutzmann ebensogut engagiert war wie der Dienstmann, und daß wir von vornherein gar nicht die Absicht gehabt hatten, das kostbare Leben des wackern Dienstmanns auf das Spiel zu setzen. Jedenfalls hatten wir unsern Zweck erreicht: die Bude war bis auf den letzten Platz besetzt.

Von Krefeld reisten wir nach Deutz zum Schützenfest und von da wieder zurück nach Beuel bei Bonn, wo wir ausluden und per Achse nach Pützchen fuhren. Noch ehe wir ausgeladen hatten, bekam ich Streit mit meinem Prinzipal und legte die Arbeit sofort nieder. Ich hoffte auf dem berühmten Markte in Pützchen eine andre Stellung zu finden und hielt mich deshalb ein paar Tage dort auf. Der Ort besteht aus wenigen Häusern, in deren Mitte eine Wallfahrtskirche liegt. Vor der Kirche entspringt unter alten Linden und Kastanienbäumen ein klarer Brunnen, dessen Wasser bei den Landleuten in der ganzen Umgegend wegen seiner angeblichen Heilkräft berühmt ist. Zu dem Markte stellen sich aus weiter Ferne Besucher ein, und die Landstraßen sind während dieser Zeit mit Fuhrwerken aller Art und vielen Tausenden von Fußgängern bedeckt. Die Leute verrichten in der Kirche eine kurze Andacht, waschen sich Sitzen und Augen mit dem Wunderwasser und geben sich dann den Belustigungen hin, die ihnen in den Wirtschaften sowie in den Schaugeschäften, die sich zahlreich zu dem Markt einfinden, geboten werden. Auch an Verkaufsbuden fehlt es nicht; in ganz besonders starker Anzahl sind die holländischen Waffelbäckereien vertreten, die mit ihrem Fettdunst die Luft in ganz eigentümlicher Weise parfümieren. Neben diesen Waffeln werden hauptsächlich „Reibekuchen“ gebacken und frisch aus der Pfanne verspeist; es sind Kartoffelpuffer, die in Küßöl gebraten werden. Zwischen den langen Budenreihen drängen sich Hausierer mit allen möglichen Waren sowie Juden, die hier mit alten Kleidern, Schuhwerk und dergleichen ein großes Geschäft machen.

Als es Abend wurde, sah ich mich nach einem Nachtquartier um, fand aber alle Wirtschaften vollkommen besetzt und hörte, daß man für ein Bett sechs Mark bezahle. Ich erkundigte mich bei einem Kollegen, wo ich wohl übernachten könnte, und erhielt von diesem den Rat, im ersten besten Hause nachzufragen, da sämtliche Bewohner des kleinen Ortes während des Marktes Fremde beherbergten. Ich sprach also in einem Hause vor, fand eine alte Frau und fragte sie, ob sie mir Quartier geben könnte. Sie erwiderte, wenn ich mit einem Lager auf Stroh fürlieb nehmen wollte, so könnte ich dableiben, die Betten seien schon sämtlich besetzt. Ich holte meinen Koffer und wurde von meiner Wirtin in eine große Stube geführt, wo an den Wänden entlang Strohschütten ausgebreitet waren. Da noch niemand in der Stube war, konnte ich mir nach Belieben einen Platz zum Schlafen auswählen, bettete mich der Tür gegenüber und deckte mich mit meinem Überzieher zu. Es dauerte nicht lange, so brachte die Wirtin neuen Logterbesuch, und zwar eine alte Frau, die sich ohne viele Umstände an die Wand rechts von der Tür bettete. Dann kam noch ein Bäckermeister aus Bonn mit seiner Tochter, die auf dem Markt einen Stand mit Backwaren hatten und deshalb in Pützchen übernachten wollten, obgleich der Weg nach Bonn nicht allzuweit war. Sie legten sich an die noch freie Wand, und damit war die Schlafkameradschaft für diese Nacht abgeschlossen. Am andern Morgen ließ ich mir eine Tasse Kaffee und ein Brötchen geben und beglich meine Rechnung, die 1 Mark 25 Pfennige ausmachte; es war das teuerste Nachtlager auf Stroh, das ich je gehabt habe.

Des entsetzlichen Regenwetters wegen machten die Schaubuden und die Kaufleute schlechte Geschäfte, und es gelang mir trotz allen Bemühungen auch nicht, Arbeit zu finden. Ich sprach auch bei meinem frühern Prinzipal, dem Panoptikumbesitzer Wittger vor, der mir freilich auch keine Beschäftigung geben konnte, mich aber dafür mehrmals zum Essen einlud. Am Sonntag Nachmittag fragte ich einen

Droschkenkutscher, der schon mehrere Fahrgäste hatte, ob er mich nach Beuel mitnehmen wollte. Da er dies bejahte und sich auch erbot, meinen Koffer zu befördern, setzte ich mich zu ihm auf den Bock und fuhr zum Beueler Bahnhof. Dort löste ich ein Billett nach Köln, versäumte aber in Deutz auszufsteigen, da ich annahm, daß der Zug über die Brücke fahren würde, und gelangte so wider meinen Willen nach Mülheim am Rhein. Hier mußte ich zwanzig Pfennige nachzahlen, lud meinen Koffer auf die Schulter und fuhr noch an demselben Abend mit dem Schiff nach Köln, wo ich in der Herberge zur Heimat zu Abend aß, einer Andacht beiwohnte und übernachtete. In Köln waren damals gerade die beiden Zirkusse Carré und Corthy-Althoff angekommen, bei denen ich vergebens um Arbeit vorsprach. Ich schrieb deshalb an Mutter Ritzmann nach Harburg und bot ihr meine Dienste an, indem ich sie bat, mir die Antwort postlagernd nach Aachen zu senden. Ich ließ meinen Koffer in Köln stehen und reiste auf Schusters Rappen über Düren und Eschweiler nach Aachen und von dort nach Elberfeld; dabei ging ich nicht nur auf meinen eignen, sondern auch auf fremden Tappen, wodurch ich zu billigen Mahlzeiten kam, da ich bei den Bäckern Brötchen, bei den Fleischern Wurst und bei den Bierbauern Bier erhielt. Dabei gebrauchte ich die Vorsicht, eine seidne Mütze und ein rotseidnes Halstuch zu tragen, sodaß ich mehr einem Fleischer als einem Bäcker ähnlich sah. Ich bestach also durch mein äußeres die Fleischer, konnte mich aber bei den Bäckern ordnungsgemäß legitimieren und betrachtete meine vierzehntägige Wanderung als eine Erholungsreise nach den langen Mühen meiner vielseitigen Tätigkeit.

In Elberfeld fand ich einen Brief und zehn Mark Reisegehd von Mutter Ritzmann vor, fuhr nach Harburg und kam dort am späten Nachmittag an. Ich besuchte dann sofort Mutter Ritzmann in der Vindenstraße, wo ich mit großer Freude aufgenommen wurde. Abends beim Essen mußte ich meine mannigfaltigen Erlebnisse erzählen und fand nachher eine hübsche Schlafkammer für mich bereit. Einer der Söhne hatte ein kleines Karussell und eine Schießbude in Sanssouci bei Harburg. Mutter Ritzmann selbst betrieb eine Schießbude und ein Karussell in Wilsdorf, womit sie aber nur Sonntags zu tun hatte. Ich arbeitete nun längere Zeit bei den verschiedenen Geschäften der Familie und half dann bei dem Planieren eines Platzes, auf dem ein anderer Sohn namens Willy eine Eisbahn eröffnen wollte. Bei Eintritt der Kälte wurde der Platz bewässert, und wir mußten die Nächte über aufbleiben, um öfters das Wasser mit einem Schlauch über die Fläche zu verteilen. Da häufig Schneefälle eintraten, hatten wir viel Arbeit, weil der Schnee auf große Haufen zusammengeschaufelt werden mußte, die vorläufig auf der Eisbahn liegen blieben, und zwischen denen sich die Schlittschuhläufer hin und her bewegten. Abends wurde der Platz durch alte Karusselllaternen erleuchtet. Ich erhielt bei Mutter Ritzmann Logis und vorzügliche Kost und die Woche drei Mark Lohn. An Sonntagen verdiente ich sechs bis sieben Mark mit Schlittschuhanschnallen.

Es gefiel mir ja in Harburg im großen und ganzen gut, ich war mit der Kost und der Behandlung sehr zufrieden, aber mein Verdienst war doch so gering, daß ich beschloß, mich nach einer andern Stelle umzusehen. Ich fuhr deshalb wieder einmal nach Hamburg hinüber und sprach in dem großen Etablissement von Hagenbeck, das damals noch auf dem Pferdemarkt stand, um Arbeit vor.

Im Kontor hörte ich, daß leider alle Stellen besetzt seien. Ich fuhr deshalb nach Harburg zurück und schrieb an Vertraams Tierhandlung in Braunschweig, die mich auch engagierte und mir fünf Mark Reisegehd vergütete. Sobald ich den Brief erhielt, teilte ich Mutter Ritzmann mit, daß ich eine Stelle gefunden habe und am nächsten Morgen abreisen wolle. Sie nahm diese Nachricht zunächst mit Gleichmut auf, als ich mich aber am andern Tage verabschiedete, weinte die alte Frau wie ein kleines Kind. Sie mochte dabei an unsre gemeinsamen Erlebnisse und früherer Zeiten gedenken und besonders an mein Zusammenwirken mit ihrem

ersten Manne, dem sie auch jetzt noch, nachdem sie inzwischen wieder geheiratet hatte, ein treues Andenken bewahrte.

Als ich in Braunschweig ankam, sah ich aus den Anzeigen an den Plattsäulen, daß die Menagerie Kraibe gerade dort war. Ich wollte meine Stelle erst am andern Tage antreten und benutzte den freien Nachmittag zu einem Besuche der Menagerie, wo man sich über mein Erscheinen sehr wunderte. Als ich dem Tierbändiger Zuber mitteilte, daß ich eine Stelle bei Bertram gefunden habe, fragte er mich, ob ich denn auch Pferde pugen könne. Diese Frage machte mich stutzig, und ich ging am andern Tage mit nicht ganz leichtem Herzen nach der Bertramschen Handelsmenagerie. Als ich eintrat, begegnete mir mein neuer Prinzipal, der gerade zu einer Gerichtsverhandlung gehn wollte, und der mich aufforderte, einstweilen in den Garten zu gehn, mir alles anzusehen und seine Rückkehr dort zu erwarten. Der Garten war nicht groß, aber hübsch angelegt, mit einem Teich und einer Felsengrotte dekoriert und enthielt ein Kamel, ein Lama, eine Hirschkuh, zwei Rehböcke, ein paar Rehe, zwei Schakale, Angoraziegen, Kamerunschafe, eine Menge Fische, Hunde, eine Kollektion Affen, eine Voliere für kleinere Raubvögel und eine größere für Adler und Geier, eine große Sammlung in- und ausländischer Singvögel, die im sogenannten Raubtierhaus untergebracht waren, sowie eine Menge Rassehühner, Enten und sonstiges Wassergeflügel. Eine Spezialität des Geschäfts waren Pfauen, sowohl gewöhnliche wie weiße, von denen im ganzen etwa siebzig Stück da sein mochten. Zu meiner größten Freude fand ich auch den Zebustier Moritz wieder, der früher bei der Bergschen Menagerie gewesen war, und der mich wieder erkannte. Es ging ihm offenbar hier besser als bei Berg, wo er oft mit einem Gericht Hobelspäne hatte vorlieb nehmen müssen. Ein Gärtner, den ich ansprach, und dem ich mich als neuen Angestellten zu erkennen gab, führte mich in einen Pferdestall, worin zehn Ponys und zwei Halbponys standen, die alle außerordentlich lange Haare und infolgedessen auch Läuse hatten. Der Besitzer des Etablissements war ein gelernter Brauer. Er war damals geistig schon nicht mehr ganz frisch und starb später irrsinnig. Sein Geschäftsführer hieß Alexander, war in seinen Mußestunden Schauspieler und lernte im Garten mitunter seine Rollen. Das Personal bestand außer dem Gärtner aus zwei Dienstmädchen, von denen das eine an der Kasse saß, und zwei ganz jungen Burschen. Nachmittags gegen drei Uhr kam Bertram vom Gericht zurück und richtete zuerst die Frage an mich, ob ich Pferde scheren könne. Ich sagte, daß ich das bisher noch nicht getan habe, daß ich es aber versuchen wolle und überzeugt davon sei, ich werde es schon fertig bringen. Wir erhielten dann unser Mittagessen, worauf ich mich umkleidete und mit der Arbeit begann. Es galt zunächst, Transportkasten für die Pfauen anzufertigen, von denen eine Anzahl versandt werden sollte. Diese Kasten forderten viel Mühe und Arbeit, denn sie mußten so eingerichtet sein, daß sie genügend Raum für den Schweif des Vogels boten, der durch ein am Boden angebrachtes aufrechtstehendes Brett daran verhindert wurde, in seinem engen Behälter rückwärts zu gehn und dabei seine hauptsächlichste Zier zu verlesen. Nach einigen Tagen begann ich dann mit dem Scheren der Pferde, die ich mir von einem Burschen halten ließ, und die ich, nachdem das Scheren beendet war, mit Merkurialsalbe einrieb. Auch den Zebustier nahm ich in die Kur, denn er litt an Krätze und mußte mit Schmierseife und einem Brei aus Leinöl und Schwefelblüte behandelt werden. An Arbeit fehlte es nicht, ich mußte des Morgens um vier Uhr aufstehn und bis Abends zehn Uhr aushalten. Die Kost war mäßig, Kaffee erhielten wir früh um acht, das Frühstück um elf, das Mittagessen um drei oder um vier Uhr, den Nachmittagskaffee um sechs und das Abendessen um zehn Uhr. Es ist begreiflich, daß ich mich bei dieser Verpflegung nach den Fleischtöpfen der guten Mutter Rißmann zurücksehnte.

Eines Tages begann das Fuchsgeschäft; es kamen jeden Tag ein paar Duzend dieser Tiere an, wir hatten immer fünfzig bis sechzig auf Lager und verkauften in drei

bis vier Wochen gegen fünfhundert Stück. Sie gingen ausnahmslos nach England, wo sie zur Fuchsjagd benutzt wurden. Die armen Tiere kamen gewöhnlich im elendesten Zustande bei uns an, saßen in ihren Behältern zu einem großen Haufen zusammengedrängt und verpesteten mit ihrem Gestank die ganze Umgegend. Wenn sie versandt wurden, mußte ich sie einzeln am Schwanz einfangen und in die Versandkasten stecken. Bald darauf brachte ein Russe auch fünf junge Bären und einige Pelikane, sodaß wir jetzt im ganzen zwölf junge Bären hatten, die in einem Zwinger aus Drahtgeflecht untergebracht waren. Die Bären kletterten an dem Drahte in die Höhe, und zweien davon gelang es, in die verrostete Bedachung ein Loch zu reißen, durch das sie entschlüpfen. Wir sahen sie auf der Mauer eines Nachbargartens umher promenieren, und es war keine leichte Aufgabe für mich, sie wieder einzufangen. Ich trieb sie in einen Winkel, faßte die beiden Ausreißer am Genick und trug sie unter unendlicher Mühe wieder in den Zwinger, der nun mit einer Schicht Bretter bedeckt wurde. Unter den Bären war auch ein grauer, ein sogenannter Grislybär aus Amerika, der sehr heimtückisch war und mich, als ich den Behälter einmal reinigte, in die Wade biß. Er erhielt seine Tracht Prügel, aber ich nahm mich von nun an vor ihm immer in acht. Als ein Kunde in Lyon einen recht zahmen Bären bestellte, benutzte ich die Gelegenheit, mich des heimtückischen Burschen zu entledigen, steckte ihn in die Versandkiste und ließ ihn durch einen unsrer Angestellten nach der Bahn bringen. Dort wurde die Kiste zunächst in den Güterschuppen gesteckt, und ich gab mich schon der Hoffnung hin, daß mein unheimlicher Freund auf der Reise nach dem schönen Frankreich sei, als plötzlich ein Bahnbeamter zu uns kam und meldete, daß der Bär gerade dabei sei, sich durch eine Wand der Kiste durchzufressen. Ich nahm nun eine Anzahl Bretter, eine Säge, einen Hammer und Nägel und rannte nach dem Güterschuppen, wo man den Transportkasten des Bären mit einigen andern Kisten umstellt hatte, um zu verhüten, daß das Tier seinen Behälter verlasse. Ich schob die Kisten beiseite und sah, daß das Tier schon den Kopf durch das Loch steckte. Nachdem ich die schadhafte Stelle mit starken Brettern verschalt hatte, trat der Bär endlich seine Reise an.

Um ein neues Anziehungsmittel für den Garten zu schaffen, kam ich auf den Gedanken, in der Voliere, worin sich den Tag über die Affen aufhielten, ein kleines Karussell zu bauen, mit dem sich die Tiere belustigen konnten. Ich teilte meinen Plan der Prinzipalin mit, und diese brachte von einer Reise eine kleine Anzahl Holzpferde mit, die ich für das Karussell verwenden sollte. Ich ramnte in der Voliere nun eine nach oben zugespitzte Eisenstange in den Boden, zimmerte ein primitives Karussell, das ich mit Drähten versah, die oben in eine ausgewölbte Scheibe mündeten, und befestigte das Gerüst an der Eisenstange, indem ich die Scheibe, die das Ganze trug, oben auf die Spitze setzte. Auf dem Kranze standen die kleinen Holzpferde, und das Ganze hatte das Aussehen eines wenn auch primitiven Karussells. Am andern Morgen, als ich die Affen in die Voliere ließ, hatte ich viel Vergnügen über den Ausdruck der Neugierde und der drolligen Vorsicht, womit die Affen das in ihrem Behälter aufgeschlagne Wunderwerk betrachteten. Endlich wagte sich ein Rhesusaffe herunter, betrachtete eins der Pferde aus der Nähe und setzte sich rittlings darauf. Sein Beispiel wirkte, und bald waren sämtliche Pferde mit Reitern besetzt. Ein andrer Affe kam bald dahinter, daß man das Karussell drehn könnte, und er setzte es nun in Bewegung, wobei es ihm gleichgiltig war, ob es sich vorwärts oder rückwärts drehte. Die Affen waren nun den ganzen Tag ununterbrochen mit diesem Spielzeug beschäftigt, und das Karussell stand nie still. Der einzige Mißstand dabei war, daß sie, sei es aus Neugierde, sei es aus dem den Affen eignen Zerstörungstrieb, den Pferden die Pappfüße abrissen, die Mähnen benagten und die Schwänze ausrissen, sodaß nach kurzer Zeit nur noch kümmerliche Reste von Pferden vorhanden waren. Als das Karussell den letzten Rest seiner Schönheit eingebüßt hatte, beseitigte ich es wieder

zum nicht geringen Kummer der Affen, die sich jetzt wieder ohne ein solches Spielzeug behelfen mußten.

Der Sommer war sehr reich an Gewittern, die gewöhnlich des Nachts auftraten und die Mutter meiner Prinzipalin immer mit neuer Angst erfüllten. Sobald sich der erste Donner hören ließ, wurden alle Hausgenossen geweckt und mußten sich in der Schlafkammer der Alten versammeln und dieser Mut einsprechen. Als ich wieder einmal im besten Schläfe lag, wurde an meine Tür geklopft, und jemand rief mir zu, ich möchte doch zur Großmutter kommen, da es wieder donnere. Ich antwortete darauf, ich könnte das Donnern auch in meiner Kammer hören und zöge es vor, im Bette zu bleiben. Ich konnte mich nun meiner Nachtruhe ungestört hingeben, merkte aber der Alten an, wie sehr sie sich durch meine Lieblosigkeit gekränkt fühlte.

Auf die Ponys hatte ich unausgesetzt die größte Mühe verwandt, und die Tiere waren nun so glatt und blank, daß es eine Freude war, sie anzusehen. Sie wurden an den Sonntagnachmittagen in eine kleine Reitbahn geführt und dienten den Kindern der Besucher zum Reiten. Wir Angestellten mußten die Pferdchen mit den kleinen Reitern dreimal um die ganze Bahn führen, wofür zehn Pfennige an der Kasse bezahlt wurden. Der Geschäftsführer machte dann den Stallmeister und stand mit Zylinder und langer Peitsche in der Mitte der Bahn. Nun hatten wir aber noch zwei Halbponys, die so bössartig und verwildert waren, daß sich niemand an sie herantraute. Sie standen in einem Box, wo der Mist einen halben Meter hoch lag, erhielten einen Eimer Wasser und ihr Futter unter großen Vorsichtsmaßregeln hineingereicht und konnten sich im übrigen dem absoluten Nichtstun hingeben. Ich beschloß, diese Tiere zu bändigen und nutzbar zu machen. Zu diesem Zwecke warf ich einem nach dem andern einen Lasso über den Kopf, zog es mit Aufbietung aller Kraft nach der Tür, ließ es von den beiden Burschen halten und legte ihnen dann Halfter an, wobei ich die Oberlippe mit einer Bremse verfaß, die ich mit einem Holzpflock zusammendrehete und am Halfter festband. Die Tiere vergaßen über dem ungewöhnlichen Gefühl das Schlagen und das Beißen und wurden so gefügig, daß ich sie hinausführen und im Stalle anbinden konnte. Am nächsten Tage führte ich sie in die Reitbahn und machte dort die ersten Versuche, sie zu putzen, was mit großen Schwierigkeiten verbunden war, da sie Neigung zeigten, in ihre alte Wildheit zurückzufallen. Aber es gelang mir schließlich doch durch Bist und Geduld, und bald konnte ich sie frei umherlaufen lassen und mit einem Stück Zucker zu mir heranlocken.

Einige Zeit danach bekamen wir vom Tierhändler Reiche in Alfeld eine Tiersehung, die aus einem Tapir, einem Stachelschwein und einem Niesenlänguruh bestand. Der kleine Sohn meines Prinzipals hatte für das Stachelschwein ein ganz besonderes Interesse, und eines Tages ertappte ich ihn dabei, wie er dem Tier eine Anzahl Stacheln ausriß. Auf meine Vorwürfe erwiderte er, wenn man die Stacheln in die Erde steckt, so wachsen junge Stachelschweine daraus. Das Niesenlänguruh ging acht Tage nach seiner Ankunft am Starrkrampf ein, und Bertram, der sich nie wohler fühlte, als wenn er einen Prozeß führen konnte, benutzte die Gelegenheit, den Tierhändler zu verklagen.

Da mir meine Wirksamkeit in Braunschweig immer weniger gefiel, und da ich bei außerordentlich angestrengter Arbeit die Mahlzeiten sehr unregelmäßig bekam, kündigte ich zum 1. August und schrieb an den Zoologischen Garten in Leipzig, um dort meine Dienste anzubieten. Ich erhielt die Antwort, daß augenblicklich keine Stelle frei sei, daß ich aber, wenn ich von Braunschweig wegginge, meine Adresse hinterlassen möchte. Ein paar Tage später erhielt ich von Leipzig die Anfrage, ob ich sofort antreten könnte. Ich sprach mit Bertram, der aber darauf bestand, daß ich bis zum 1. August aushielte. Als ich am letzten Tage mit dem Einpacken meiner Habseligkeiten beschäftigt war, kam auch eine Depesche von der Menagerie Kraibe aus Bernigerode, ob ich dort eine Stelle übernehmen wollte.

Ich zog aber den Posten in Leipzig vor, obwohl ich dort noch nicht fest engagiert war, reiste hin und kam am Nachmittag des 1. August 1895 in Leipzig an. Was ich kaum zu hoffen gewagt hatte, geschah: ich erhielt eine feste Anstellung und bin seitdem ununterbrochen in Leipzig geblieben. Über meine dortigen Erlebnisse sowie über die Reisen, die ich im Auftrage der Direktion als Begleiter von Tiersendungen bis nach Schweden und nach Frankreich gemacht habe, werde ich an einer andern Stelle *) berichten.

An Arbeit fehlte es mir hier nicht, und diese Arbeit ist auch nicht leicht, aber ich tue sie mit Befriedigung, wenn ich dabei wahrnehme, daß mir meine Pflegebefohlenen, was bei vielen Tieren der Fall ist, meine Sorge durch Anhänglichkeit vergelten. Auch das Interesse, womit ein Teil der ständigen Besucher des Gartens das Gedeihen meiner Tiere verfolgt, erfüllt mich immer mit aufrichtiger Freude.

Ich bin nun schon zehn Jahre im Leipziger Zoologischen Garten, gedenke aber noch mit reger Teilnahme meiner ehemaligen Kollegen und freue mich, wenn mir die Messen Gelegenheit geben, den einen oder den andern von ihnen wieder zu sehen und von ihm Neuigkeiten aus dem gemeinsamen Bekanntenkreise zu hören. So erfuhr ich zum Beispiel, daß mein ehemaliger Prinzipal Christian Berg zurzeit mit einem kleinen Panorama in Schweden reise, daß Karl Lindig jetzt Geschäftsführer bei Lampertz Dampfkarussell sei, und daß der Tierbändiger Zuber, den ich zuletzt bei Kraibitz Menagerie getroffen hatte, seinen gefährlichen Beruf mit einem harmlosen vertauscht habe und jetzt als Hausknecht in einem Erfurter Hotel wirke. Mit aufrichtigem Bedauern vernahm ich auch, daß Kouma Hawa, die ich in ihrer Glanzzeit kennen gelernt hatte, jetzt an Bedeutung verloren habe und mit einer kleinen Menagerie in Italien reise. Dabei kam mir so recht zum Bewußtsein, daß gerade die reisenden Schausteller und Angestellten dem Wechsel des Schicksals mehr als andre Sterbliche ausgesetzt sind, und ich freute mich, nach langen Wanderjahren ein wenn auch bescheidenes so doch sicheres Brot gefunden zu haben.

Bei solchen Erzählungen tauchen dann auch meine eignen Wanderjahre wieder vor mir auf, und ich darf bekennen, daß ich sie trotz den vielen Mühen und Enttäuschungen, die sie mir auch gebracht haben mögen, nicht als verlorne Jahre betrachte, denn ich habe einen großen Teil der Welt kennen gelernt und die Bekanntschaft vieler Menschen gemacht, die zwar keineswegs alle angenehme Gesellen aber fast durchweg merkwürdige Charaktere waren, und deren manchem ich zeitlebens ein freundliches Andenken bewahren werde.



Junge Herzen

Erzählung von Christopher Boed

(Fortsetzung)

29. Eine Überraschung



In dem Morgen nach dem Gewitter lag eine unheimliche Stille über der Apotheke.

Es war schon nach acht Uhr. Man hatte schon eine Weile am Teetisch gegessen, und Helene war noch immer nicht erschienen.

Mama! rief Desideria, soll ich nicht einmal hinaufgehn und mich nach der Gouvernante umsehen?

Nein, das werde ich selbst besorgen.

Wenn du sie nur wach bekommst! sagte Desideria boshaft lächelnd.

*) Anmerkung der Redaktion: Der Verfasser weist hier auf die vollständige Ausgabe seiner Lebenserinnerungen hin, die in diesen Tagen als ein stattlicher Oktavband bei dem Verleger dieser Zeitschrift erscheint.